

Zum Thema: Oeffentliche und private Schule

Autor(en): **Schweingruber, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **22 (1949-1950)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-852628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Thema: Öffentliche und private Schule

Vorbemerkung der Redaktion: Das Thema öffentliche und private Schule bedarf noch immer der weiteren Klärung, denn noch immer geistert die Idee von der Staatsschule als Monopol-Schule in manchen machthungrigen oder unklaren Köpfen. Während es sonst auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet als Selbstverständlichkeit gilt, dass öffentliche und private Betätigung gleichberechtigt nebeneinander laufen, sich in gesundem Wettbewerb anspornend, ergänzend und schlussendlich dem gleichen Ziele, dem Volke, dem Lande, der Allgemeinheit dienend, so wird immer wieder versucht, zwischen öffentlicher und privater Schule diskriminierende Unterschiede zu machen. Wenn man solche «Schulmonopolisten» von der prinzipiellen Vorzugsstellung der öffentlichen Schule reden hört, so fragt man sich immer wieder, wie es überhaupt möglich war, dass die alten Eidgenossen so gute und tüchtige Bürger wurden, da es doch im Leben der 650jährigen Eidgenossenschaft erst seit ca. 100 Jahren eine Staatsschule gibt. Wer auf diesem Gebiete über eine grössere Initiative und Erfahrung verfügt, wer über längeren Dienst an der Gemeinschaft zurückblicken kann, dürfte dem Historiker doch gewiss nicht fraglich sein! Andere Länder wie z. B. England und Holland haben aus ähnlichen Erkenntnissen längst schon die einzig gerechte und demokratische Schlussfolgerung gezogen und öffentliche und private Schule in voller Gleichberechtigung neben- nicht untereinander gestellt. Wo das demokratische Recht der Bürger, für ihre Kinder in aller Freiheit jene Schule wählen zu können, die ihnen am besten zusagt, respektiert wird, da gibt es gar keine andere Lösung. Diese Auffassung entspricht zweifellos auch weiten Kreisen des schweizerischen Volkes, wie sich aus dem starken Besuch der privaten Lehranstalten ergibt. Wann aber wird diese fundamentale demokratische Erkenntnis Gemeingut und wann zieht man daraus die praktischen Konsequenzen? In diesem Zusammenhang freuen wir uns heute ein mannhaftes, freies Wort zitieren zu können. Es stammt vom Rektor des Freien Gymnasiums in Bern, Dr. F. Schweingruber. Anlässlich der letzten Promotionsrede nahm Rektor Schweingruber zu unserem Thema Stellung. Es ist uns infolge Raumknappheit nicht möglich, die Rede im ungekürzten Wortlaut zu zitieren. Wir möchten aber doch die folgenden markanten Abschnitte derselben zur Kenntnis unserer Leser bringen:

«Immer wieder, in Reden und in Unterrichtsstunden, haben wir uns mit warmer Liebe zu unserer Heimat bekannt. Und dies mit Recht. Denn unsere Schüler treten nach ihrer Maturität ins Leben hinaus, nicht nur um sich ihrem Studium zu widmen und sich auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten, sondern auch um ihre Soldatenpflicht zu erfüllen, nicht mit den Waffen der Eroberung — das ist unschweizerisch — sondern mit den Waffen der Verteidigung für unsere Freiheit und unsere Neutralität. Unsere Lehrer sind wie die andern Eidgenossen während des Krieges im Dienst der Heimat gestanden, und wir haben nur dann für sie einen Urlaub verlangt, wenn es für die Schule unbedingt notwendig war, und haben dabei ein weitgehendes Verständnis bei unseren Militärbehörden gefunden. Keiner von uns würde sich ferner weigern, auch in öffentlichen Aemtern mitzuwirken, wenn eine solche Pflicht an ihn heranträte, sofern es seine Kraft erlaubt und seine Begabung gestattet. Und schliess-

lich kommt jeder von uns mit Freude und Verantwortungsbewusstsein seiner Stimmpflicht nach, mit dem wir Schweizer mehr als unsere Nachbarn Einfluss auf unsere politische Gestaltung gewinnen.

Aber gerade an dieser Stelle hören wir immer wieder die Kritik an uns herantreten, etwa in folgender Form: «Wir schicken unser Kind in die öffentliche Schule, weil die freien und privaten Anstalten die Einheit unseres Volkes stören und zerteilen.» Solche Stimmen treffen nach unserer Ueberzeugung nicht die Wahrheit und sind, auch ohne es zu wollen, unschweizerisch. Kein Mensch wird je auf dem Gebiete von Handel und Industrie auf den Gedanken kommen, dass ein Privatunternehmer weniger patriotisch sei als der leitende Beamte eines Staatsbetriebes. In unserem schweizerischen Staatsleben sehen wir unsere Stärke und unsere Eigenart gerade in der Verbindung von Einheit und Mannigfaltigkeit, wie sich dies vor allem in dem Zusammenwirken von Bund und Kantonen zeigt. Auch wird heutzutage kein vernünftiger Schweizer behaupten, dass die zwei Konfessionen die Festigkeit unseres Staatsleben gefährden. Wie diese Kritik ihr Ziel verfehlt, beweist schon die Tatsache, dass aus unserer Schule nicht nur Lehrer der öffentlichen Schulen und Dozenten unserer Universitäten, sondern auch Politiker hervorgegangen sind, die z. T. die höchsten Aemter in Kanton und Eidgenossenschaft bekleideten und bekleiden. Wir wollen gerade durch unsere Schularbeit unseren Kindern nicht nur das nötige Wissen für Studium und Beruf mitgeben, wir wollen nicht nur auf ihre Seelen bildend einwirken, sondern wir wollen ehrlich und überzeugt durch sie einen Dienst am ganzen Volke tun, im Glauben, dass dies vielleicht ein unscheinbares, aber doch äusserst wichtiges Werk sei. Denn gibt es etwas Wertvolleres, als Jünglinge und Mädchen zu innerlich freien Menschen und zu freien Bürgern und Bürgerinnen unseres Landes zu erziehen?

Unsere Verbundenheit gilt aber nicht nur dem Volksganzen, sondern auch dem Schulleben des Kantons und der Schweiz. Es sei mir erlaubt, hierüber mit aller Offenheit zu reden. Unsere freien Schwesteranstalten, das Seminar Muristalden und die Neue Mädchenschule, sind in der Frage der Stipendien für ihre Schüler in einen öffentlichen Kampf hineingeraten, der nicht nur in die Presse, sondern auch in den Grossen Rat gelangt ist. Wir sind bisher ausserhalb dieser Auseinandersetzungen geblieben, weil die Frage für uns vorläufig nicht akut ist. Aber wir möchten hier unseren inneren Zusammenhang mit den verwandten Schulen betonen und sind bereit, wenn es nötig werden sollte, an diesen und ähnlichen künftigen Diskussionen teilzunehmen.»

«Auf jeden Kampf muss der Friede folgen, und hinter den jetzigen Auseinandersetzungen bereitet sich irgendwie ein Uebereinkommen vor. Wir hoffen, es werde ein ehrlicher Friede sein, der beiden Teilen entspricht, kein Diktatfriede, der noch nie Dauer gehabt hat. Und weil unser Gymnasium gegenwärtig Ruhe geniesst, halten wir es für den richtigen Augenblick, unsere Stellung als eine freie Schule zu umschreiben, in der Hoffnung, dass damit einem künftigen gegenseitigen Verständnis vorgearbeitet werde. Wir sind keine Gegner der Staatsschule, und wir wiegen uns nicht in den Wunschtraum, dass wir uns einmal an ihre Stelle setzen werden; dies nicht nur aus dem Grunde, weil unsere Ausdehnung und unser Wirkungskreis klein ist, sondern weil es unsere grundsätzliche Ueberzeugung ist. Wir anerkennen durchaus das Recht und die bedeutende Leistung der öffentlichen Gymnasien, die uns in mancher pädagogischen und organisatorischen Frage Vorbild und Richtung gewesen sind. *Aber was wir wünschen, das ist der Anspruch, dass uns gleiches Recht gegeben werde.* Deshalb sei es mir erlaubt, unsere Eigenart und damit unser Existenzrecht darzulegen. Gemeinlich sieht man die freien Schulen als Privatschulen an, und das sind sie auch

nach ihrem rechtlichen Charakter. Wir möchten auch über unseren Alltag kein idealisierendes Bild entwerfen; sind es doch nicht nur, und nicht einmal vornehmlich religiöse Gründe, warum die Eltern für die Erziehung ihrer Kinder unsere Schule aufsuchen und schätzen. Zum Teil tun sie das, weil ihre nervösen oder in der Entwicklung etwas zurückgebliebenen Kinder das Schema der öffentlichen Schule nicht gut ertragen; oder weil sie behaupten, unsere Erziehung sei individueller als die der Staatsschule.»

«So achten wir die öffentlichen Schulen in ihrer Eigen- und Andersartigkeit, weil uns jeder Fanatismus ferne liegt; aber wir dürfen wünschen, dass Gerechtigkeit auch uns widerfahre, obschon wir in der Minderheit sind. Was auf dem Gebiete des Staatslebens für uns Schweizer eine Selbstverständlichkeit ist, das sollte es auch im wichtigen Lebensraum der Schule werden. Dies ist ein Anliegen demokratischer Gerechtigkeit und eidgenössischer Freiheit. Wir hoffen und sind davon überzeugt, dass wir eines Tages — möge er nicht allzu fern sein! — wir und unsere Schwesteranstalten, allen Vertretern der öffentlichen Schulen jeder Gattung in viel tieferer Weise als bisher die Hand reichen können als Glieder und Brüder desselben Volkes.»

KLEINE BEITRÄGE

Wenn ich nochmals 20jährig wäre...

Von Prof. Dr. F. T. Wahlen

Vorbemerkung der Redaktion:

Die Redaktion des «Schweizer Spiegel» veranstaltete bei einigen schweizerischen «Grössen» eine Umfrage über das Thema «Wenn ich nochmals 20jährig wäre». Die Antworten darauf im Aprilheft der Zeitschrift sind interessant. Wir können es uns nicht versagen, hier jene des Schöpfers des schweizerischen Anbauwerks, Prof. Wahlen, für unsere Leser abzudrucken. Das Bekenntnis Prof. Wahlen eignet sich vorzüglich auch für eine anregende, lebensnahe Lesestunde, die einer Schulklasse etwa samstags, vor Schulschluss geboten wird.

Das Thema, zu dem ich mich in einigen Sätzen zuhanden der jugendlichen Lesergemeinde des «Schweizer Spiegels» äussern soll, ist scheinbar harmlos. Es umschliesst aber die Frage: Was würde ich anders machen, wäre ich wieder jung, und in welchen Stücken würde ich es gleich halten? Um sie richtig beantworten zu können, müsste man eigentlich Zeit haben, seinen eigenen Lebenslauf kritischen Sinnes niederzuschreiben, um daraus eine Bilanz zu ziehen. Dabei hält es aber immer schwer, zu entscheiden, inwiefern gute und böse Wendungen im Leben auf eigene Verdienste oder Fehler zurückgehen, und inwieweit sie sich aus den äusseren Verhältnissen zwingend ergaben. Immerhin macht sich jeder

gelegentlich seine Gedanken, und einiges lässt sich darüber sagen.

Wäre es mir vergönnt, nochmals bei zwanzig zu beginnen, so möchte ich es, entgegen dem häufig gehörten Wunsche, ohne die Belastung einer Lebenserfahrung tun können. Das schönste in den ersten Jahrzehnten des Lebens ist das Neuland, das man immer wieder mit einem Enthusiasmus betreten darf, der noch durch kein Bleigewicht darniedergehalten wird. Jeder hat das Anrecht auf seine eigenen Enttäuschungen, aber auch auf die einmalige Freude des errungenen Erfolges, der nur erzielt werden konnte, weil der jugendliche Optimismus und das unbändige Wollen sich über die Summe enttäuschender Erfahrungen hinwegsetzten, die andere mit dem gleichen Beginnen gesammelt hatten. Die Erfahrung der reiferen Jahre ist etwas ungemein Wertvolles, aber ich möchte sie, wäre ich nochmals zwanzig, doch nicht gegen die Stosskraft der Jugend eintauschen.

Im ganzen gesehen, würde ich also die dreissig Jahre, die mich von meinem zwanzigsten Geburtstag trennen, nochmals mit den gleichen Freuden und Enttäuschungen, mit den gleichen guten und bösen Stunden, mit den gleichen Fehlern und Erfolgen wieder durchleben wollen. Nur wenige Einschränkungen möchte ich anbringen.

Die Unwesentlichste betrifft die Berufswahl. Ich wollte Bauer werden und bin es nur in sehr übertragenem, sehr abgeblasstem Sinne geworden. Immer wieder habe ich es mit dem Heimweh nach diesem schönen, mit allem